

Ulrike Almut Sandig: „Im Orkan“

Unterm Sand begraben

Von Jörg Magenau

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 18.02.2026

Ein Wenn statt Armeeeinheiten Dünen vorrücken: Ulrike Almut Sandigs gescheiterter Versuch, den Krieg in der Ukraine metaphorisch zu verwandeln und vom Kriegsalltag in einer fiktiven Stadt zu erzählen.

Ein einziges Mal, auf Seite 119, kommt die Ukraine im Klartext vor. Das wirkt wie ein Versehen, denn ansonsten befinden wir uns in einem fiktiven Land in der fiktiven Stadt Wolnopol, die am Schwarzen Meer liegt und die an das ukrainische Mariupol allenfalls von Ferne erinnert. Weniger fiktiv ist das feindlich gesonnene Nachbarland Russland, das jedoch nicht mit Militärgewalt angreift, sondern zerstörerische Wetterphänomene einsetzt.

„Die Ukrainische Unabhängige Informationsagentur meldete, mehrere große Wanderdünen seien aus dem Grenzgebiet zum östlichen Nachbarland aufgetaucht, offenbar von einer Windhose des Typs Tornado sowie zahlreicher kleinerer Staubeufel gezogen, die sich mit Drehgeschwindigkeiten bis zu Orkanstärke nach Westen voranschraubten. Auf beunruhigte Anfragen hin erklärte Russland, es habe kein Interesse, sich zu zweifelhaften meteorologischen Vorkommnissen außerhalb der eigenen Landesgrenzen zu äußern.“

Der Ukrainekrieg als Phantasy

Ulrike Almut Sandig nimmt in ihrem Roman „Im Orkan“ auf den Krieg nur metaphorisch Bezug. Sie möchte die Atmosphäre der Bedrohung steigern, erreicht aber durch die Verschiebung ins Phantastische eher das Gegenteil. Zuerst verschwinden die Hunde am Strand, man weiß nicht warum. Am Ende ist die Stadt unter Dünen begraben, Häuser stürzen ein, Menschen ersticken im Sand. Plausibel ist das nicht, und welchen Erkenntniswert dieses literarische Verwandlungsspiel haben könnte, bleibt das Geheimnis der Autorin.

Zudem siedelt sie die Ereignisse in einer nahen Zukunft an, in der die Menschen mit ihren Chatbots kommunizieren und Speisen ihrer Wahl einem Kochapparat entnehmen. In diese Science-Fiction-Kulisse hinein – und mehr ist auch das Kriegsgeschehen in diesem Roman nicht – setzt Sandig ihre Figuren. Im Mittelpunkt steht der achtzehn Jahre alte Maksym, der durch die Nachtclubs zieht und Drogen vertickt, ein schwarzes Pulver, das man sich in die Augen reibt.

Unglaubliche Erzählperspektive

Ulrike Almut Sandig

Im Orkan

Schöffling & Co

224 Seiten

24 Euro

Mit dem Kriegsalltag hat diese Geschichte nichts zu tun, und sie ist schon deshalb nicht besonders glaubwürdig, weil Maksym als Ich-Erzähler nicht glaubwürdig ist. Als Dealer, den alle nur den „Sandmann“ nennen, würde er über sein Dealertum kaum so offen sprechen. Man weiß nicht, wem und warum er das alles erzählt. Als Süchtiger könnte er es nicht. Da er rückblickend Bericht erstattet, ergibt aber auch das Weglügen der eigenen Sucht, indem er sich erzählerisch etwas vormacht, keinen Sinn. Besser funktionieren die Passagen mit Maksyms Mutter Nadia als Ich-Erzählerin. Sie arbeitet als Herzchirurgin im Krankenhaus, macht sich gelegentlich Sorgen um den pubertierenden Sohn, pflegt aber ein eher distanziertes Verhältnis zu ihm. Und dann ist da noch Bohdan, der schweigsame Großvater, ein Mann wie ein Baum. Er verbrachte seine Kindheit im Gulag, wo er Angeln und das Schnitzen von Schachfiguren gelernt hat. Mit ihm gerät die sowjetische Vergangenheit in den Blick, doch auch diese Welt bleibt schablonenhaft, ein Landschaftsbild mit altbekannten Motiven.

„Weder im Lager selbst noch in dem Dorf, in das es nahtlos übergang, gab es asphaltierte Wege. Bei Regen versank alles in Schlamm. Die Pfade waren von blickdichten Zäunen gesäumt. Dahinter duckten sich die Hütten der Gefangenen. Flache Lehmwände mit Asbestdächern, unter denen man zu Vielen hauste, wo im Sommer die Feuchtigkeit stand und im Winter Eisblumen an den fensterlosen Wänden wuchsen.“

Der fremde, ferne Alltag

Ulrike Almut Sandig ist in den vergangenen zehn Jahren immer wieder in die Ukraine gereist und trat dort bei Literaturfestivals auf. Der Anspruch, vom Kriegsalltag zu erzählen, ist nachvollziehbar, und doch ist zugleich eine Distanz spürbar: die Vorsicht, gar nicht erst den Verdacht aufkommen zu lassen, dass es vielleicht als Anmaßung empfunden werden könnte, wenn eine Besucherin sich den Krieg als Romanstoff anzueignen versucht. Also greift sie zur Verfremdung: Aus der Ukraine wird ein namenloses Land, aus dem Krieg wird Phantasy, aus der Gegenwart eine nahe Zukunft, aus dem Alltag eine Drogengeschichte und aus der Vergangenheit ein Klischee.

Das mag gut gemeint sein, geht aber, allen guten Vorsätzen zum Trotz, literarisch vorne und hinten nicht auf. Vielleicht hat Sandig das auch selbst gemerkt und deshalb noch ein Märchen, getarnt als Maksyms Traum, hineingeschmuggelt, das sich über mehrere Kapitel zieht und sich liest, als stammte es von Wilhelm Hauff. Immerhin ist diesem Märchen die Moral zu entnehmen, dass Geschichten nur dann gut enden, wenn man zum richtigen Zeitpunkt aufhört zu erzählen. Diesen Moment hat Ulrike Almut Sandig leider nicht gefunden.